

(Nachdruck verboten.)

10]

Auferstehung.

Roman von Leo Tolstoj.

Es dämmerte schon sichtlich, aber die Sonne ging noch nicht auf. Auf den Grabsteinen um die Kirche herum ruhte das Volk aus. Katjuscha war in der Kirche geblieben; Nechjudow blieb stehen und erwartete sie.

Die Menge trat in dichten Scharen aus der Kirche, klapperte mit den Nägeln unter den Stiefeln auf den Pliesen, ging die Stufen hinunter und zerstreute sich auf dem Raum vor der Kirche und dem Kirchhof.

Ein hochbejahrter Alter, Marja Zwanownas Zunderbäcker, mit wackelndem Kopf, hielt Nechjudow an und tauschte den Osterkuch mit ihm aus; sein Weib, eine Alte mit rnzgligen Hals unter dem seidnen Brusttuch, zog aus ihrem Tuch ein sastrangelbes Ei und gab es ihm. Dann trat auch ein junger, muskulöser Muskit in neuem Rock mit grünem Gürtel lächelnd herzu.

„Christ ist erstanden,“ sagte er mit lächelnden Augen, lehnte sich gegen Nechjudow, überströmte ihn mit dem eigenartigen, angenehmen Muskitgeruch und küßte ihn mit seinen festen, frischen Lippen dreimal mitten auf den Mund, wobei der kraue Bart kitzelte.

Als Nechjudow sich mit dem Muskit küßte und von ihm ein dunkelzinnweifarbiges Ei entgegennahm, erschien das schillernde Kleid Matrjona Pawlownas und das liebe, schwarze Köpfchen mit der roten Schleife.

Sie erblickte ihn sofort über die Köpfe der Vorübergehenden hinweg und er sah, wie ihr Gesicht strahlte.

Die beiden Frauen traten in die Vorhalle, und blieben dort stehen, um die Bettler zu beschenken. Ein Bettler trat an Katjuscha heran. Sie holte etwas aus ihrem Tuch hervor, gab es ihm, näherte sich ihm dann und küßte ihn dreimal. Dabei begegnete ihr Blick dem Blick Nechjudows, und es war, als wenn sie ihn fragte: ist es gut, was ich da thue?

„Ja, ja, mein Lieb, alles ist gut und schön; ich liebe Dich.“

Die beiden traten aus der Vorhalle, und er ging zu ihr. Er wollte nicht den Osterkuch mit ihr tauschen, sondern wollte nur näher bei ihr sein. „Christ ist erstanden!“ sagte, den Kopf neigend und dabei lächelnd, Matrjona Pawlowna, in einem Ton, als wenn sie sagen wollte, daß heute alle gleich wären. Dann legte sie ihr Taschentuch in ein Mäuschen zusammen, wuschte sich den Mund ab und hielt ihm die Lippen hin.

„In Wahrheit erstanden,“ erwiderte Nechjudow und küßte sie. Er sah sich nach Katjuscha um. Sie errödete und näherte sich ihm im selben Augenblick.

„Christus ist erstanden, Dmitri Zwanowitsch.“

„In Wahrheit erstanden,“ sagte er. Sie küßten sich zweimal, dachten dann gleichsam nach, ob es noch einmal nötig sei, und küßten sich zum drittenmal; dabei lächelten beide.

„Gehen Sie nicht zum Geistlichen?“ fragte Nechjudow.

„Nein, wir sehen uns hier ein wenig hin, Dmitri Zwanowitsch,“ sagte Katjuscha, wie nach einer angenehmen Mühe schwer atmend, und schaute ihm dabei mit ihren hingebungsvollen, jungfräulichen, liebenden, ganz wenig säjelenden Augen gerade ins Gesicht.

Zu der Liebe zwischen Mann und Frau giebt es immer einen Augenblick, wo diese Liebe ihren Höhepunkt erreicht, wo nichts Bewußtes, keine Ueberlegung und keine Sinnlichkeit in ihr enthalten ist. Ein solcher Augenblick war für Nechjudow diese Nacht des Osterfestes. Wenn er jetzt an Katjuscha zurückdachte, so verdeckte dieser eine Augenblick alle übrigen, in denen er sie gesehen hatte. Das schwarze, glatte, glänzende Köpfchen; das weiße Kleid mit den Falten, daß ihre hübsch gewachsene mädchenhafte Gestalt und den nicht hohen Busen umschloß; diese Röte und die zarten, glänzenden, schwarzen Augen, und dann in ihrem ganzen Wesen zwei Hauptmerkmale: die Keimheit jungfräulicher Liebe nicht nur zu ihm — das wußte er —, sondern zu all und jedem, was in der Welt ist, nicht

nur zum Schönen, sondern auch zum Bettler, den sie geküßt hatte.

Er wußte, daß in ihr diese Liebe sei, weil er sie in sich diese Nacht und diesen Morgen empfunden hatte, und weil er wußte, daß er in dieser Liebe mit ihr in eins zusammenfloß.

Ach, wenn doch alles bei dem Gefühl geblieben wäre, das er in dieser Nacht empfand! Ja, all das Schreckliche war erst nach dieser Osternacht geschehen! dachte er jetzt, wo er im Beschwornenzimmer am Fenster saß.

Sechzehntes Kapitel.

Nach seiner Rückkehr aus der Kirche aß Nechjudow zuerst wieder nach den Fasten Fleisch in Gemeinschaft der Tanten, trank nach der beim Regiment angenommenen Gewohnheit, um sich zu stärken, Branntwein und Wein, ging dann in sein Zimmer und schlief alsbald in den Kleidern ein. Ein Klopfen an der Thür weckte ihn auf. Er erkannte am Klopfen, daß sie es war, erhob sich, rieb sich die Augen und reckte sich aus.

„Katjuscha, Du? Komm herein,“ sagte er und stand auf.

Sie öffnete die Thür ein wenig.

„Sie werden zum Essen gerufen,“ sagte sie.

Sie war in demselben weißen Kleide, aber ohne Schleife im Haar. Bei einem Blick in seine Augen erglänzte ihr Gesicht, als wenn sie ihm etwas ungewöhnlich Fremdiges mitzuteilen hätte.

„Ich komme gleich,“ erwiderte er und ergriff einen Kamm, um sich das Haar zu kämmen.

Sie blieb noch einen Augenblick stehen. Er bemerkte das, warf den Kamm fort und bewegte sich auf sie zu. Aber in demselben Augenblick wandte sie sich schnell um und ging mit ihren gewöhnlichen leichten, schnellen Schritten auf dem Pauser des Korridors fort.

„Ich Schafskopf“, sagte sich Nechjudow, „warum habe ich sie nicht festgehalten?“

Und er lief ihr nach in den Korridor.

Was er von ihr wollte, wußte er selbst nicht. Doch schien es ihm so, daß er, als sie zu ihm ins Zimmer trat, etwas hätte thun müssen, was in solchem Fall alle thun; und er hatte es nicht gethan.

„Katjuscha, wart doch,“ sagte er.

Sie sah sich um.

„Was wollen Sie?“ sagte sie und verlangsamte ihre Schritte.

„Nichts; nur . . .“

Er nahm sich zusammen, dachte daran, was in solchem Falle alle Leute in seiner Lage thun, und faßte Katjuscha um die Taille.

Sie blieb stehen und schaute ihm in die Augen.

„Nicht doch, Dmitri Zwanowitsch, nicht doch,“ sagte sie bis zu Thränen erröteud und that mit ihrer rauhen, kräftigen Hand seinen Arm beiseite.

Nechjudow ließ sie los und einen Augenblick wurde er nicht nur ärgerlich und schämte sich, sondern hatte sogar Abscheu vor sich selbst. Da hätte er an sich glauben sollen; aber er verstand es nicht, daß dieser Aerger und die Scham die allerbesten Gefühle in ihm waren, die nach außen drängten, sondern es schien ihm im Gegenteil, als wenn Dummheit aus ihm spräche und er das thun müßte, was alle thäten.

Er ließ ihr noch einmal nach, umfing sie wieder und küßte sie auf den Hals. Dieser Kuß war schon ein ganz anderer als die beiden ersten Küsse: der eine, unbewußte, hinter dem Springengebüsch, und der andre heute morgen in der Kirche. Dieser war schrecklich, und sie fühlte das.

„Was thun Sie mir?“ rief sie in solchem Ton, als wenn er etwas unendlich Wertvolles unvorderbringlich vernichtet hätte, und lief geschwind von ihm fort.

Er ging ins Speisezimmer. Die Tanten im Festkleide, der Doktor und eine Dame aus der Nachbarschaft standen am Büfett mit dem Ambiß. Alles das war ganz gewöhnlich, aber in der Seele Nechjudows war Sturm. Er verstand nichts von dem, was man zu ihm sagte, gab verkehrte Antworten und dachte nur an Katjuscha und an die Empfindungen beim letzten Kuße, als er sie im Korridor

eingeholt hatte. Er konnte an gar nichts andres denken. Wenn sie ins Zimmer trat, fühlte er, ohne sie anzusehen, mit seinem ganzen Wesen ihre Gegenwart und mußte sich Gewalt anthun, um nicht nach ihr hinzublicken.

Nach dem Mittagessen ging er sofort in sein Zimmer, schritt in starker Erregung lange in ihm auf und ab, horchte auf jedes Geräusch im Hause und wartete auf ihre Schritte. Der tierische Mensch, der in ihm lebte, erhob jetzt nicht nur das Haupt, sondern trat den geistigen Menschen, der er bei seinem ersten Besuch und sogar noch heute morgen in der Kirche gewesen war, mit Füßen und herrschte ganz allein in ihm. Trotzdem Nechljudow Katjuscha unablässig aufgelauert hatte, war es ihm nicht ein einziges Mal geglückt, sie an diesem Tage allein zu treffen. Wahrscheinlich wich sie ihm aus. Aber gegen Abend würde sie in das Zimmer neben dem von ihm bewohnten hineingehen. Der Doktor blieb über Nacht hier und Katjuscha mußte das Bett für den Gast zurecht machen. Als Nechljudow ihre Schritte hörte, ging er ihr nach, indem er leise auftrat und den Atem anhielt, als wenn er ein Verbrechen vorhätte.

Sie hatte beide Hände in die reine Kissenbüchse gesteckt und hielt mit ihnen das Kissen an den Ecken. Jetzt wandte sie sich nach ihm um und lächelte; aber das war kein heiteres, fröhliches Lächeln mehr, wie früher, sondern ein erschrecktes, klägliches. Es sagte ihm gleichsam, daß das, was er jetzt thäte, schlecht sei.

Einen Augenblick blieb er stehen. Noch war die Möglichkeit des Kampfes vorhanden. Wenn auch nur schwach, so sprach doch noch die Stimme reiner Liebe in ihm, sprach von ihr, von ihren Gefühlen und ihrem Leben. Eine andre Stimme aber sprach: paß auf, du versäumst dein Glück, deinen Genuß. Und die zweite Stimme übertönte die erste. Er trat entschlossen an sie heran. Und der schreckliche, unbezwingliche, tierische Mensch kam vollends über ihn.

Er ließ sie nicht aus seinen Armen, drückte sie aufs Bett nieder und setzte sich neben sie.

„Dmitri Iwanowitsch, liebster, bitte lassen Sie mich!“ sagte sie in kläglichem Ton. „Matrjona Pawlowna kommt!“ schrie sie laut und riß sich los. Wirklich kam jemand an die Thür.

Dann komme ich nachts zu Dir,“ sagte Nechljudow. „Du bist doch allein?“

„Was wollen Sie? Niemals! Das darf ich nicht,“ sagte sie nur mit den Lippen; ihr ganzes Wesen voll Erregung und Bestürzung sagte etwas andres.

Es war wirklich Matrjona Pawlowna, die an die Thür kam. Sie trat mit einer Bettdecke im Arm ins Zimmer, sah Nechljudow vorwurfsvoll an und schalt Katjuscha, weil sie nicht die richtige Decke genommen hätte.

Nechljudow ging schweigend hinaus. Er schämte sich nicht einmal. Er sah an Matrjona Pawlownas Gesichtsausdruck, daß sie ihn tabelte und ein Recht dazu hatte; er wußte, daß das, was er that, schlecht war; aber der tierische Sinn, der aus dem früheren Gefühl reiner Liebe zu ihr entstanden war, nahm ihn jetzt ganz in Beschlag und beherrschte ihn, ohne etwas andres anzuerkennen.

Den ganzen Abend war er seiner selbst nicht mächtig; ging bald zu den Tanten, bald verließ er sie; ging in sein Zimmer und an die Treppe und dachte nur das eine, wie er sie sehen könnte. Aber sie wich ihm aus, und Matrjona Pawlowna bemühte sich, sie nicht aus den Augen zu lassen.

Siebzigstes Kapitel.

So verging der ganze Abend, und die Nacht brach an. Der Doktor ging schlafen. Die Tanten legten sich ebenfalls hin. Nechljudow wußte, daß Matrjona Pawlowna jetzt im Schlafzimmer bei den Tanten sei, und Katjuscha im Mädchenzimmer allein wäre. Er trat wieder auf die Treppe. Draußen war es dunkel, feucht und warm; der weiße Nebel, der im Frühling den letzten Schnee vertreibt, oder sich von dem schmelzenden letzten Schnee verbreitet, erfüllte die ganze Luft. Vom Fluß, der hundert Schritte entfernt am Abhang vor dem Hause vorbeifloß, hörte man seltsame Töne: es war Eisgag.

Nechljudow stieg die Treppe hinab, schritt auf geschmolzenem und zu Eis gewordenem Schnee über Pfützen und trat an das Fenster des Mädchenzimmers. Sein Herz hämmerte derartig in der Brust, daß er es hörte; sein Atem setzte bald aus, bald rang er sich in einem schweren Seufzer hervor. Im Mädchenzimmer brannte eine kleine Lampe; Katjuscha saß allein am Tisch und schaute nachdenklich vor

sich hin. Nechljudow sah sie lange unbeweglich an, er wünschte zu wissen, was sie wohl thäte, im Glauben von niemand gesehen zu werden. Zwei Minuten lang sah sie unbeweglich, dann erhob sie den Blick, lächelte, schüttelte wie im Selbstvorwurf den Kopf, änderte ihre Haltung, legte stürmisch beide Arme auf den Tisch und richtete den Blick vor sich hin.

(Fortsetzung folgt.)

Die Natürlichkeit auf der Bühne.

(Aria und Messalina.)

Es ist im Grunde ein schreckliches Stück. Während der Vorwurf, den es behandelt, die höchste Kraft erfordert hätte, spricht die pure Ohnmacht aus jeder Zeile. Die Bühlerin Messalina, deren Frechheit sich fast zur Größe auswächst, verlangte Sinnlichkeit und noch einmal Sinnlichkeit und immer wieder Sinnlichkeit. Was ihr der Dichter gab, war das Temperament eines Gymnasiallehrers. Ein Gymnasiallehrer mag sich so das Laster vorstellen, wenn es ins Riesenhafte wächst, gerade so, so schön agierend und so schön redend. Wenn auf der Bühne wirklich Messalina wäre, müßte uns ein Schreden befallen; aber wir erschreden hier nicht. Wir sehen eben keine Messalina, wie sie die Natur mitunter hervorbringt. Wir sehen eine gebildete, maßvolle, hübsch hergerichtete Messalina. Nirgends bricht die Sinnlichkeit so heiß und stark hervor, daß uns der Athem vergeht. Nirgends wird die Wollust fürchtbar, nirgends ahnen wir — was wir hier doch müßten — ihren Zusammenhang mit Grausamkeit und Verbrechen. Eine Familienmessalina sehen wir, ein Weib, das eine ehrbare Hausfrau gewiß schrecklich lasterhaft finden wird, aber keine wirkliche Messalina, kein Geschöpf, das bestridt und vor dem man sich doch entsetzt.

Leider kam die Sandrod dem Dichter nicht zur Hilfe. Sie war so äußerlich wie er, mindestens so äußerlich, vielleicht noch mehr. Große Gesten, große Worte und gar keine Wirkungen, — das war im allgemeinen die Signatur der Leistung. So warm und wichtig sie als Maria war, so kalt und ohnmächtig und theaterlastig war sie als Messalina, als Maria konnte sie einfach Schiller spielen, wurde vom Strom seiner Leidenschaft hingerissen und war echt. Die kalte Pracht Wilbrandts hat sie nicht beleben können. Vielleicht versagt sie immer, wenn sie nicht unter dem Damm eines echten Dichters steht. Es steckt viel Pose in ihrer Kunst, viel Freude an theatralischen Geberden und theatralischer Majestät. Ein Dichter, der sie hinreißt, läßt sie die Bühne vergessen und erlöst ihre starke Natur. Bleibt sie kalt — und wer bliebe das bei Wilbrandt nicht? — ersezt sie den inneren Mangel durch laute äußerliche und verliert so völlig den Zusammenhang mit der Kunst.

Werkwürdig, wie gern man seinen Fehlern nachgibt! Diese Schauspielerin, die sich vor theatralischer Ummatur hüten sollte wie vor der Pest, schläppt uns Rosenthal's entgegliche „Debocha“ nach Berlin, eins der Stücke, deren letzten Akt niemand kennt, weil jeder schon vorher mit Grausen flieht.

Kennt sie Shakespeare nicht? Oder Hebbel? Und warum bringt sie die nicht nach Berlin? Vor allem für Hebbel, der hier schamächtig behandelt wird, wären wir ihr aufrichtig dankbar. Warum also nicht? Auch sie selbst würde bei Hebbel besser fahren, als bei Rosenthal und Wilbrandt.

Ah und für sich habe ich gegen die großen Gesten der Sandrod gar nichts. Nur daß sie leer sind, bedauere ich. Wir haben — in Berlin wenigstens — die großen Gesten ja fast vergessen, aber ich fürchte sehr, daß wir sie wieder lernen müssen. Es hat sich ein Natürlichkeitsbegriff herausgebildet, mit dem wir nicht weiterkommen, weder dramatisch noch schauspielerisch. Selbst wenn er richtig wäre, müßten wir ihn über Bord werfen, weil er seine Mission erfüllt hat. Es geht in dieser Richtung einfach nicht weiter, oder wenigstens: es geht nicht höher. Der Begriff ist indessen ganz und gar nicht richtig. Die Natürlichkeit der Bühne besteht keineswegs in einer äußerlichen Annäherung an die Wirklichkeit. Wenn es damit seine Richtigkeit hätte, wären gerade die größten Dramatiker von einer grauenvollen Ummatur, was wir doch lieber nicht behaupten wollen. Es hat seinen guten Sinn, wenn ein Dichter oder Schauspieler sich dem Alltag so weit wie möglich nähert. Er muß sprechen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist und hat ein Recht auf den Stil, der nun einmal ihm eigentümlich ist. Nur soll er sich nicht einbilden, daß er die Natürlichkeit gepachtet hat, weil er große Gesten vermeidet, decent spielt und sein Organ schont. Temperamentlose Menschen haben immer dazu geneigt, diesen Stil als den allein „natürlichen“ auszurufen; aber die temperamentvollen Naturen haben es ihnen nie geglaubt. Das Temperament aber hat der Kunst noch immer mehr Segen gebracht als die Temperamentlosigkeit.

Die Wahrheit ist, daß man in jedem Stil natürlich sein kann, im pathetischen so gut wie im realistischen. Die großen Gesten der Sandrod können durchaus natürlich sein und in Maria Stuart beispielsweise sind sie es. Die Natürlichkeit besteht in der Kongruenz zwischen Ton und Empfinden, zwischen Geste und Ausdruck, zwischen Wort und Inhalt. Eine pathetische Rede, durch die wirklich ein starkes Pathos flutet, ist genau so „natürlich“, wie eine Unterhaltung zwischen zwei Edenspielern. Wir kommen nie zu dem wuchtigen Stil, den alle jüngeren

Dramatiker suchen, wenn wir uns das nicht endlich klar machen. Das einzige Drama, in dem beispielsweise Hauptmann zu wichtiger Größe emporwächst, beruht auf — Massenwirkungen. Eine Thatsache, die mir sehr deutlich zu sprechen scheint.

Will man den großen Stil, muß man den Helden wollen und will man den Helden, muß man die Prachtgeschmeide der Sprache wieder hervorholen, um ihn zu schmücken. Die Rot ist eine außerordentlich strenge Erzieherin; sie lehrt nicht nur beten, sie wird unfer jüngerer Dichter auch wieder reden lehren. Und warum auch nicht? Wir wollen nicht preisgeben, was schwer genug errungen ist. Die Sprache soll individuell abgetönt bleiben, wie sie es bei echten Dichtern immer war. Redet der alte Miller nicht anders als der Präsident und doch reden beide die Sprache des jungen Schiller. Reden etwa Anzengrübbers Bäuerinnen wie Bäuerinnen im allgemeinen? Ach nein, sie reden die Sprache eines Dichters, eines großen Dichters sogar, die Sprache Anzengrübbers. Trotz alledem aber reden sie natürlich. Was eine Person ausspricht, muß ihrem Charakter und der Situation, in der sie sich befindet, durchaus entsprechen. Wie sie es ausspricht, bleibt Sache des Dichters. Freilich, mit dem Stil des Dramas müßte sich auch der Stil der Darstellung ändern. Darüber zu reden, würde indessen heute zu weit führen. —

Erich Schläpfer.

kleines Feuilleton.

Der Dachs. Von den einst bei uns ansässigen Raubtieren haben Bär und Wolf, Luchs und Wildkatze auf deutschem Boden kein anerkanntes Heimatsrecht mehr, und eine Liste derjenigen Vierfüßler, die heute noch in unsern Wäldern und Heiden, in Nied und Moor, an den Ufern der Bäche, Flüsse und Seen, gelegentlich auch im Hühnerstall und Taubenschlag als blutdürstige Mörder ihr Wesen treiben, weist nur wenige Namen auf: Wiesel, Iltis und Marder, Fuchs, Fischotter und Dachs.

Ein sonderbarer Kerl ist der Dachs. Seine Glieder sind außerordentlich muskulös, die Vorderfüße lang und mit starken Krallen bewehrt; tüchtig tragen kann er damit und graben wie ein Maulwurf. Furchterwiegend ist das Gebiß, und er versteht's zu gebrauchen, wenn das dicke Blut in zornige Wallung gerät; schon mancher Hund hat das zu seinem Schaden erfahren. Für gewöhnlich benimmt Grimbart sich ruhig und geist, wie's einem wohlgenährten, selbstzufriedenen Philister ansieht. Man könnte den ungeschlachtten grauen Burschen, wenn man ihn durchs Holz oder zwischen Steingeröll umhertrotten sieht, für einen kleinen Bär halten. Er hat auch in seinen Gepflogenheiten dies und das vom Reister Fex; wie dieser hält er Winterschlaf, und seine Nahrung entnimmt er dem Pflanzen- und dem Tierreich. Wurzeln und Beeren läßt er sich bestens munden; Insekten, Frösche, Eidechsen, Schlangen gelten ihm für ledere Kost. Mit der langen, spitzen Schnauze gräbt er Hummelnester aus und Feldmäuse. Vogeleier und junge Nestvögel, auch alte, die zufällig sich ergreifen lassen, werden einverleibt, etwa auch ein Gasterin, das ihm in die Quere kommt. Doch das sind Extrordinaria, im allgemeinen fordert er durch sein Fougieren die Verfolgung des Menschen nicht heraus. Verglichen mit Reinede Fuchs ist Grimbart ein Muster von Harmlosigkeit und Unschuld.

In der wildromantischen Fesselschlucht liegt am Fuß der einspringenden schroffen Kalkfelsenklippe eine Mulde, nur wenig mehr als metertief und kaum doppelt so groß wie eine geräumige Wohnstube. Alte Buchen stehen am Rande und dazwischen eine vereinzelte knorrige Eiche mit kurzem, maßigem Stamm. Die schon in Mammshöhe über dem Boden ansehenden Aeste greifen weit aus und halten über den Kessel einen Laubschirm. Vizar geformte und wie verschlungene Wurzeln kriechen über den Boden hin, allerlei Waldblumen wuchern dazwischen, und Brombeergeranke bildet malerische Festsou. Das ist der Vorgarten zur Kammer des grauen Einsiedlers; dort unten in der Mulde liegt, gut versteckt, der Eingang zum Dachsbau. Vor vierzehn Tagen haben der Förster und seine Leute Grimbart's Gattin und Kinder ausgegraben. Der pater familias hat damals sich glücklich salviert, nach der entweihten Heimstätte ist er nicht zurückgekehrt. In der Fesselschlucht hat's ihm gefallen, den Kessel unter der knorrigen Eiche hat der Winter zum neuen Domizil sich erkoren. Doch nur zu bald ist man dem Kernsten auf die Spur gekommen und heute Nacht soll er gefangen werden. Das erfahre ich vom Förster, dem ich mit meinem Vubem Fritz am Flußufer begegne. Fritz hat ein Bündel unterm Arm, aus der großen Jagdtasche seines Vaters schauen die schlanken Köpfe zweier Fedel. Mich dauert Grimbart, heimlich wünsche ich, die geplante Razzia möchte mißlingen, offene Einsprache zu erheben sieht mir nicht zu.

Wenn um die Geisterstunde der Mond hoch oben am Himmel steht und mit düstigen, silbergrauen Scheine die Wipfel der die Schlucht umflämenden Tannen überhaucht, wenn keine andren Laute die herrschende Stille unterbrechen als der heißere Schrei einer an den Hängen hinwuschenden Eule, etwa auch das Surren eines münniglich gestimmten Hirschkäfers, das helle Gelläss eines Fuchses oder das vom fernem Nied herüberende, kaum vernehmbare Geugel der Frösche, dann erachtet Grimbart die Zeit für gekommen, herauszutreten aus seinem Tagesversteck und auf der Oberwelt umschau zu halten nach Proviant. Vor der Haustür steht er, vorsichtig schnüffelnd; das Zweig- und Laubwerk über ihm wirft scharf markierte Gitterschatten auf sein Fell. Er kratzt sich bedächtig hinterm Ohr, er schüttelt sich, er wittert wieder und wieder, und im

guten Glauben, die Luft sei rein, watschelt er langsam davon, nicht ahnend, wie nahe ihm das Verhängnis. Eine gute Viertelstunde abwärts vom Dachsbau weg mündet die Fesselschlucht in die Flußniederung; gemischter Wald, Nadel- und Laubholz, wechelt dort mit Wiesen, Erlenuck und Sumpf; verkrüppelte Weiden, Binsen und Schilf spiegeln sich in Tümpeln und kleinen Teichen, Dörfer oder überhaupt Menschenwohnungen giebt's keine im Umkreise einer halben Meile. Ein Paradies für den Freund freier Natur, eine Gegend, die ich durchstreift habe kreuz und quer, bei Tage und zur Nachtzeit, im Sommer und im Winter, in die es mich immer und immer wieder hinauszieht, fort aus dem Hasten und Speculieren der Krämerwelt, dem Qualm und Getöse der Fabriken, Körperliche und geistige Auffrischung zu suchen und zu finden. Wir drei, der Förster, Fritz und ich, haben die Fesselschlucht erreicht und machen Halt.

Was Du zu thun hast, weißt Du also, redet der Vater den zwölfjährigen Sohn an. Steigt zur Höhe, umgeht die Schlucht und schleicht von oben her zum Bau. Ist das Netz richtig eingelegt und gut festgemacht, dann giebst Du's Signal, den doppelten Eulenschrei, und hältst Dich parat. Fex und Fex werden ihn schon eintreiben, aber paß auf, daß Du's Netz rasch heraus- und zuziehst, wenn der Dachs drin steckt.

Der Bube verschwindet zwischen den Stämmen, der Förster und ich setzen uns auf einen Fündingsblosd und warten. Eine halbe Stunde später vernehmen wir das Signal und die Hunde werden freigelassen. Lautlos gehen sie auf die Suche und wir ihnen nach durch dick und dünn.

Vater, Vater! hören wir da plötzlich rufen. Vater! Sie sind aneinandergeraten.

Kreuzmillionendommervetter! flucht der Förster und stümt leuchtend vorwärts. In fünf Minuten stehen wir auf dem Kampfsplatz. Eine verworrene Masse wälzt sich kurrend, winselnd, zähneschnappend zu unsern Füßen. Endlich wird der Kopf des Daches einen Augenblick frei, ein wohlgezielter, kräftiger Knüppelschlag über die Schnauze, und das Tier stredt alle Viere von sich. Fex hat sich am Halse des Feindes verbissen, Fex liegt blutend, anscheinend tot drei Schritte abseits. Der Förster nimmt ihn auf, er streichelt ihn, er spricht ihm zu, und leises Wimmern antwortet nach einer Weile. Hurra, er lebt! Inzwischen hat Fritz den andern Fedel gelöst, auch der ist böß zugerichtet. Das Netz wird aus dem Bau geholt, der tote Dachs hineingesteckt und der Rückmarsch angetreten.

Armer Grimbart! hätte ich doch das Verhängnis von dir abwenden können. — (Kölnische Zeitung.)

— Künstliche Mustatnüsse. Nach einer Mitteilung des Allgemeinen Amsterdamer Handelsblatts sollen in Belgien künstliche Mustatnüsse in so täuschender Weise hergestellt werden, daß sie, zumal bei Vermengung mit echten, von diesen kaum zu unterscheiden sind. Die chemische Untersuchung dieser Falsifikate hat ergeben, daß sie aus einem Gemengel von fein pulverisierter Mustatnuß (hervorührend aus ausgezogenen oder beschädigten Nüssen) und etwa 20 Proz. mineralischer Stoffe bestehen. Da es nicht ausgeschlossen erscheint, daß sich diese Nachahmungen auch Eingang in Deutschland verschaffen, sei die Aufmerksamkeit der beteiligten Kaufleute auf den Gegenstand hingelenkt. Als Erkennungszeichen werden angegeben: 1. Wenn die Nüsse durchschnitten werden, entfällt die bekannte pflanzenartige Struktur, die so charakteristisch bei den echten Nüssen ist; 2. wenn die Nüsse drei Minuten lang mit kochendem Wasser behandelt werden, so werden sie weich und können mit den Fingern zu Pulver zerrieben werden; 3. bei Verbrennung lassen sie ungefähr 18 Proz. Asche zurück, während die natürliche Nuß nur 2-3 Proz. Asche enthält; 4. die gefälschten Nüsse sind im allgemeinen viel schwerer als die echten. —

Völkerrunde.

— In der anthropologischen Gesellschaft von London teilte, wie der „Globe“ berichtet, Graf de Carbi einige Beobachtungen über die Sitten und Gebräuche der Neger im Nigerdelta mit, die er bei langjährigem Verkehre gründlich kennen lernte. Zu den Menschenopfern, die den Schutzgöttern der Flüsse dargebracht werden, werden Mädchen der lohsfarbigen Iboneger erbeben; sie wissen sehr wohl, was ihnen bevorsteht, sehen es aber geradezu als eine Ehre an und sind stolz darauf; sehen sie bei einer andren Frau schöne Kleider oder reiche Schmuckstücke, so darf ihnen der Wunsch nach dem Besitze derselben nicht abgeschlagen werden, und so sieht man sie über und über mit den kostbarsten Seidenstoffen beladen und mit einem Uebermaß von Korallenschmuck behängt. Eine ähnliche Gleichgültigkeit gegen den Tod (die nichts mit religiösen Vorstellungen zu thun hat) findet man auch bei andren Menschenopfern. Als de Carbi einmal einen solchen Todeskandidaten retten wollte, wurde dieser darüber so wütend und beleidigt mit Absicht so sehr die anwesenden Neger und ihren Häuptling, daß man ihn sofort todschlug. Beschneidung (ohne Verbindung mit einem religiösen Mythos) kommt bei verschiedenen Stämmen mit ganz verschiedener Bedeutung vor: bei einzelnen gilt sie als Zeichen der Sklaverei, bei andren als das des freien Raums. Ein schwerer Schimpf für eine Frau ist es, wenn eine andre Dammn und beide Kleinfinger der erhobenen rechten Hand einschlägt und dabei den Zeigefinger und Mittelfinger V-förmig gespreizt gegen sie ausstredt. Es bedeutet: „Du sollst Mutter von Zwillingen werden!“ Bei den meisten Negerstämmen des Nigerdeltas werden bei Zwillingengeburt

sowohl Mutter als beide Kinder getödet. Auch wenn eine Frau bei der Geburt stirbt, wird ihr Kind getödet und mit ihr begraben (nicht aus Aberglauben, sondern wegen der Unmöglichkeit, das Kind zu erhalten).

Medizinisches.

— Wie entsteht die Nervosität? Man spricht von der zunehmenden „Nervosität“ unserer Zeit, man spricht von Menschen, die „Nerven haben“, man gebraucht das Wort „nervös“ mehr als je zuvor für alle möglichen Krankheitszustände; was aber dieses vielgebrauchte Wort bedeutet und warum es unserer Zeit den Stempel aufdrückt, ist wohl den wenigsten klar. Wie sich durch den ganzen Körper ein Netz von Gefäßen ausbreitet, so werden auch alle Teile von Nerven versorgt. Der Ausgangspunkt derselben ist Gehirn und Rückenmark, von hier aus gehen sie, sich vielfach verästelnd, in den Körper, bis sie schließlich in feinsten Verzweigungen endigen. Was die Funktion der Nerven betrifft, so hat man zur Vergleichung ganz treffend das Telegraphensystem herangezogen. Wie die Telegraphennetze, von gewissen Anfangsstationen ausgehend, sich über das ganze Land verbreiten und die verschiedenen Stationen miteinander in Verbindung setzen, so giebt es auch im Nervensystem bestimmte Stationen. Diese werden durch die sogenannten Nervenzellen dargestellt. Jede Nervenzelle steht nun auf zweifache Weise mit der Peripherie in Verbindung, durch einen sensiblen und einen motorischen Nerven. Der sensible oder Gefühlsnerv ist dazu bestimmt, der Zelle Erregungen zuzuführen; umgekehrt trägt der motorische oder Bewegungsnerv die Erregungen von der Zelle nach der Peripherie. Wenn also z. B. die Haut durch einen Stich gereizt wird, so wird an der betreffenden Stelle ein feinstes Nervenweig in Erregung versetzt, die Erregung pflanzt sich auf den Nervenstamm fort, durchläuft in diesem das Rückenmark und gelangt schließlich ins Gehirn, wo nun der ursprüngliche Reiz, d. h. der Nadelstich, zum Bewußtsein kommt: wir empfinden den Schmerz. Den umgekehrten Weg nimmt die Erregung bei einer Bewegung. Wollen wir z. B. einen Finger krümmen, so geht ein Nervenreiz vom Gehirn durch das Rückenmark mit den Nervenstamm mit seinen Verzweigungen zu dem Muskel, der die Krümmung des Fingers besorgt. Natürlich muß dieser Weg jedesmal mit großer Geschwindigkeit zurückgelegt werden, da nur eine überaus kurze Zeit zwischen dem Stich und der Empfindung resp. zwischen dem Willensimpuls und der Bewegung verstreicht. In der That hat man berechnet, daß die Nervenregung in einer Sekunde 27,25 Meter zurücklegt. Da nun der Weg, den die Erregung selbst von dem äußersten Fingende bis zum Gehirn zurücklegt, ein verhältnismäßig kleiner ist, so braucht sie nur einen ganz geringen Bruchteil einer Sekunde, um die Bahn zu durchlaufen. Bei manchen Nervenkrankheiten kommt es vor, daß die Leitung verlangsamt ist, dann vergeht z. B. zwischen einem Stich und der Schmerzempfindung eine längere Zeit. Zwischen den beiden geschilderten Bahnen kommen nun gewissermaßen Umschaltungen des Stroms vor. Wenn wir z. B. auf einen plötzlichen Reiz, der eine Stelle des Körpers getroffen hat, sofort mit einer Bewegung antworten, so hat die Erregung einen ziemlich langen Weg zurückzulegen. Sie geht nämlich erst auf dem Wege der Empfindungsnerven zu einer Nervenzelle, hier findet die Umschaltung statt: der Reiz geht auf den Bewegungsnerven über und legt in diesem den umgekehrten Weg, nach der Peripherie hin, zurück. Man darf sich nur nicht vorstellen, daß das Nervensystem jemals frei von Erregungen wäre, sondern fortwährend stichen ihm Reize zu, wie Gesicht-, Gehör-, Gefühlseindrücke usw., die in den Nervenbahnen einen beständigen Erregungszustand unterhalten. Je mehr aber das Nervensystem durch solche Reize in Anspruch genommen wird, umso empfindlicher wird es natürlich: es hat keine Zeit, um sich genügend zu erholen und für neue Anstrengungen zu kräftigen. So entsteht jener Zustand leichter Erregbarkeit, den wir „Nervosität“ nennen. Es ist kein Zweifel, daß das moderne Kulturleben, welches an die Nerven jedes Einzelnen immer höhere Anforderungen stellt, die zunehmende Nervosität erklärt. Nicht nur sind die Reize, denen unsere Nerven beständig ausgesetzt sind, vermehrt und verstärkt, sondern gleichzeitig ist die Erholungszeit vermindert. Darin liegt zugleich für jeden Einzelnen ein Wegweiser, wie er sich selbst vor den bösen Folgen der Nervosität am besten schützen kann: möglichste Verminderung der Reize, möglichste Verlängerung der Erholung für die Nerven! —

Astronomisches.

— Die neue Heidelberger Sternwarte auf der Anhöhe des Königsstuhl erbaut, erregt in der Fachpresse ein besonderes Interesse. Zum erstmalig ist hier in Deutschland in einer Höhe von nahe fünfhundert Metern ein Bergobservatorium entstanden und mit großen Erwartungen sehen die Astronomen den Beobachtungsergebnissen eines so günstig in waldiger Umgebung gelegenen, leistungsfähig ausgestatteten Instituts entgegen. Wie man der „Schweiz. Bauztg.“ schreibt, sieht die neue Heidelberger Sternwarte aber auch in ihrem Arbeitsgebiet und ihrer Organisation insofern einzig da, als sie sowohl eine astronomische wie eine astrophysikalische Abteilung enthält, die beide mit vortrefflichsten Instrumenten reichlich ausgestattet sind. Die astrophysikalische Abteilung, deren Vorstand der bekannte Planetoiden- und Kometenforscher Professor Max Wolf ist, erhält außer den bisherigen guten Apparaten der früheren Wolffschen Privatsternwarte noch einen neuen großen

photographischen Refraktor, den eine amerikanische Verehrerin der Himmelsforschung, Miß Bruce, dem Institut gestiftet hat. Er ist in den letzten Tagen vollendet worden und die damit probeweise angestellten Versuche haben überraschende Ergebnisse geliefert. So wurde mit den großen Linsen des Apparats eine Anzahl ungewöhnlich feiner und deutlicher Photographien hergestellt, wie sie mit den bisher in Gebrauch befindlichen Instrumenten nicht zu erzielen waren. Einige der Photographien zeigen Regionen in der Konstellation des Perseus und geben Bilder von Tausenden von Sternen, die bisher mit den Apparaten anderer Observatorien nicht erreicht werden konnten. Heidelberg wird also den Ruhm haben, auch die besten Linsen zum Photographieren von Himmelskörpern zu besitzen. Den Hauptvorteil der hohen Lage der Sternwarte erblickt man darin, daß sie während eines Teils des Winters über dem Thalnebel liegt und folglich mehr günstige Beobachtungsnächte hat. Dann aber ist auch die Durchsichtigkeit der Luft durchweg eine erheblich größere, so daß die photographischen Aufnahmen oben fast eine volle Größe der Sterne mehr enthalten, als die im Nedarthal. Zu den ersten Arbeiten des Instituts zählen neben astronomischen und meteorologischen Beobachtungen insbesondere auch solche über die Durchsichtigkeitsverhältnisse der Atmosphäre. Die photographischen Aufnahmen haben bereits neun neue kleine Planeten entdeden lassen. Sehr günstig hat sich die neue Vergewartung auch für die photographische Aufnahme großer Sternnebelmassen erwiesen. Die ausgedehnten Nebelpartien um die Plejaden und den großen Orionnebel herum konnten mit viel besserem Erfolg aufgenommen werden, als früher auf der Sternwarte in der Stadt. Auch über die Milchstraße sind bereits photographische Aufnahmen gelungen. Ein ganz besonders günstiges Ergebnis hat die neue Sternwarte noch über das Jodinfalllicht zu verzeichnen. Während nämlich diese rätselhafte Erscheinung in der Stadt fast nie gesehen werden konnte, war das Jodinfalllicht auf dem Königsstuhl in jeder klaren Nacht das ganze Jahr hindurch sichtbar, und oft in solcher Pracht, daß die Milchstraße daneben zurücktrat. So konnten bereits öfter genaue Beobachtungen über die Form und die Lage des merkwürdigen Lichtscheins gemacht werden, und die nächsten Jahre dürften ohne Zweifel noch eine Reihe wertvollster Aufschlüsse über das Wesen jener rätselhaften Himmelserscheinung zu Tage fördern. —

Humoristisches.

— Eigentlich. Freundin: „Bist Du denn wirklich glücklich mit Deinem Mann gewesen?“
Junge Witwe: „Ach, ich sage Dir, unendlich glücklich... es ist eigentlich schade, daß er gestorben ist!“
— Der Pantoffelheld. „Meine Frau ist sehr viel auf Reisen.“
„So, da haben Sie wohl auch eine Regierung im Umherziehen?“
— Aha! Frau Meisterin (zum Lehrjungen, der eben vom Meister eine derbe Ohrfeige bekommen hat und sich nun die dicke Wade hält): „Junge, was ist Dir denn?“
Lehrjunge: „Ja spiele den Geschwollenen!“
(„Lust. Bl.“)

Notizen.

— Hermann Sudermanns neues vieractiges Schauspiel „Johannissener“ soll am 6. Oktober im Lessing-Theater seine Uraufführung erleben. —
— Die Berliner Seccessionsbühne will bei ihrem Gastspiel in Wien im Juli d. J. Kunst Hainzons „An des Reiches Pforten“ und Franz Bedeliuds „Der Kammerjänger“ zur Aufführung bringen. —
— Die „Neue Urania“ beginnt ihre populär-wissenschaftlichen Vorstellungen im Belle Alliance-Theater am 1. Mai mit einer von Dr. M. Wilhelm Meyer verfaßten Novität „Viss aus Ende der Welt“. —
— Der Litterarhistoriker Robert König, der besonders als Verfasser der bei Velhagen u. Klasing erschienenen „Deutschen Litteraturgeschichte“ bekannt geworden ist, ist im Alter von 72 Jahren in Potsdam gestorben. —
— Max Schillings Oper „Der Pfeifertag“ hatte im Leipziger Reinen Theater einen starken Erfolg. —
— Im Münchener Hoftheater fand das Lustspiel „Welke Blätter“ von Alfred Palm eine freundliche Aufnahme. —
— Ein dreiactiges Volksstück „Der letzte Knopf“ von Julius v. Saus-Ludassy wurde im Wiener Deutschen Volkstheater unter Zeichen stürmischer Erregung zurückgewiesen. Im Zuschauerraum wäre es beinahe zu Prügeleien gekommen. —
— Die englische Schauspielerin Olga Netherole, die in New York angeklagt war, durch die Aufführung von Daudets „Sappho“ gegen die Sittlichkeit verstoßen zu haben, wurde freigesprochen. —